

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 285. Bromberg, den 11. Dezember 1930.

Petra.

Die Geschichte eines jungen Mädchens.

Von Barbra Ring.

(Schluß.)

Petra saß noch immer da, ohne sich auszuziehen. Je mehr sie darüber nachdachte, wie sie morgen unter die goldene Brille des Pastors mußte, desto unmöglicher schien es ihr. Denn es war eine Gemeinheit, daß sie hier im Hause als Gast war.

Morgen früh wollte sie zu Maren. Gleich. Ehe der Pastor herunterkam. Oder zum Amtmann. Ja, lieber zum Amtmann, der war immer so lieb gewesen. Und Maren würde bloß fragen und schelten.

Sollte sie lieber gleich gehen?

Jungfer Hegre saß immer auf und erwartete den Amtmann mit heißem Tee, wenn er ausgewesen war. Wenn sie nun auf Ski hinliefe.

Aber der Handkoffer?

Petra lief hin und wog ihn in der Hand. Pütt, den nahm sie auf den Rücken. In aller Eile schmiß sie die Toilettensachen hinein, zog ihr Kleid aus und ihr Skikleid an. Ja, jetzt war's wirklich ein Glück, daß sie Marens Rat gefolgt war und nicht mehr als das Allernotwendigste zu Pastors genommen hatte. Das Album war freilich schwer, aber das hatte ihr gute Dienste geleistet — es tat auch jetzt noch mal ein ganz kleines Weilchen guten Dienst.

Sie hatte fieberhafte Eile, konnte vor lauter Eifer kaum die Riemen zuschnallen. Sie blies das Licht aus, öffnete die Tür, schlich leise die Treppe hinab, der Koffer bumste im Dunkeln dagegen. Sie stand lange still und hielt den Atem an, ehe sie weiter zu gehen wagte.

Endlich war sie unten, aber sie mußte durch den Zwischengang und die Küche, die Haustür ging zu schwer auf. Die Hintertür mußte dann eben heut mal offen bleiben, das half nichts.

Die Nacht war hell wie der klare Tag, mit Mondschein und dem ganzen Sternengezelt ausgebreitet. Petra schnallte ihre Skier an. Erst mußte sie noch schnell in die Gerätekammer neben dem Stall, um ein Tauendchen zu suchen für ihren Koffer.

Ein Pferd wachte auf. Es erhob sich und gab ein Gedröhn gegen die Wand.

Petra fand kein Tauendchen. Sie nahm einen Zügel, steckte die Arme hinein und nahm den Koffer auf den Rücken. Dann ging's hügelab.

Die weiten weißen Flächen schimmerten in schwachem Silberglanz. Bäume und Büsche sahen aus wie Hexenweiber, unterm Schnee gebückt. Die Häuserklumpen standen wie dunkle Oasen in der weißen Wüste und über all dem saß der Mond und wachte, ewig still und blank, und zeichnete seltsame Schatten.

Die Skier glitten und sausten durch den Schnee. Es war ein bißchen mühsam, die Balance zu halten mit dem Koffer. Petra streckte beide Arme aus wie ein Kreuz und wippte damit. Aber es ging rasch. Und es war so wunderbar still und schön. Petras guter Humor kam zurück.

„Hei", rief sie, als sie das Amtshaus so sah, daß sie Licht in einem Fenster entdecken konnte. Und noch ein Licht und noch eins.

Sie schritt tapfer drauf los, glitt aus, kam wieder hoch und endlich war sie am Tore. Das Licht kam aus dem Wohnzimmer, aus dem Zimmer der Jungfer und drüben aus dem Nebengebäude, wo der Assessor wohnte.

Petra band die Skier ab, ging die Stufen hinauf und faßte an die Tür. Zu. Sie ging wieder hinunter und überlegte einen Augenblick. Ein Schneeball flog gegen das erhellte Fenster. Gleich darauf hob die Rollgardine sich langsam und ruckweise, eine Hand zog an der Schnur, der Kopf des Amtmannes erschien im Fenster.

„Ich bin's, mach auf", rief Petra und winkte. Der Kopf des Amtmanns verschwand. Aber auch in der oberen Etage kam ein Kopf zum Vorschein, Jungfer Hegre, die wachsame Dienerin, hatte ein feines Ohr für alle fremdartigen Geräusche auf dem Hofe. Besonders nachts.

Der Amtmann saß im Korbstuhl bei seinem Tee. Es summte leise in dem kleinen Teekessel am Ofen. Der Amtmann trank gern seine zwei Täßchen vor dem Zubettgehen, aber ganz schwach. Besonders schätzte er den Tee, wenn er ausgewesen war. Und die Jungfer Hegre hatte ihn noch nie vergessen. Sie saß mit ihren gehäkelten Bettdeckensternen oder mit der Haushaltsspalte der Zeitung unter der Hängelampe am runden Tisch, bis der Amtmann nach Hause kam. Aber dann zog sie sich sofort zurück in ihr eigenes Reich. Der Amtmann liebte es, Briefe und Zeitungen in Ruhe zu lesen.

Der Amtmann war mitten in einem Referat des Höchsten Gerichtes. Da schrak er zusammen durch ein starkes Gebuller gegen die Fensterscheibe. Was konnte das sein? Er stand auf, rollte die Gardine hoch und sah die kleine Person mit Skiern und Koffer.

Mein Gott, was bedeutete das? Aber sie winkte so fröhlich — da war es wohl nichts Schlimmes.

Er öffnete die Haustür. Der Mond schlüpfte mit in den dunklen Flur hinein und nahm den ganzen kleinen Amtmann mit auf seinen Weg.

„Still, Onkel Amtmann. Nicht schelten. Ich komme ja grade zu dir, weil Maren schimpfen würde. Heissa."

Der Koffer fiel krachend zur Erde.

Der Amtmann konnte nur eben noch sein Willkommen sagen und die Tür zum Wohnzimmer öffnen, damit Licht hinausfiel, als Petra auch schon an seinem Halse lag.

„Du bist so lieb zu mir gewesen. Grad wie Vater gewesen wäre. Darf ich bei dir bleiben?"

„Aber natürlich, Kindchen."

Der Amtmann war halb erstickt von den jungen starken Armen. Er zog sie hinein und schloß die Tür. Es war noch kälter geworden wie vor einer halben Stunde. Hüff.

„Hier hast du eine Tasse Tee zum Wärmen", sagte er und fand einen Vorwand, um ihre Arme von seinem Halse zu lösen. „Dich friert gewiß." Er schüttelte sich und trippelte ins Eßzimmer, um eine Tasse zu holen.

„Ich bin wie gekocht", sagte Petra. „Draußen ist's glühend heiß."

Sie kriegte ihren Tee und der Amtmann seine zweite Tasse.

„Na?" fragte er endlich, als sie einander gegenübersaßen.

„Rat mal", sagte Petra mit schelmischen Augen. Jetzt war ja alles gut.

„Man sehnte sich so sehr nach seinem alten Freund Onkel Amtmann. Man wollte ihm die Freude gönnen, sich ihm morgen am Frühstückstisch zu präsentieren?" lachte er. Er klappte den silbernen Deckel der Pfeife zu und tat ein paar lange saugende Züge, um Feuer zu bekommen. Es sah zärtlich auf das braune Köpfchen.

„Ausgerückt", sagte Petra triumphierend.

Sie setzte beide Ellbogen auf den Tisch, legte das Kinn in die Hände und sah ihn an.

„Hast du den Koffer nicht gesehen?"

Und langsam und nachdrücklich verkündete sie ihr Urteil: „Der Pastor ist ein Ekel."

Der Amtmann fragte nur mit den Augen. Man mußte sich nicht verschwatzen, ehe man alles gehört hatte. Er war ein alter Richter.

„Außerdem war es —" kam es langsam und ernsthafter. Mit einmal hob sie den Kopf.

„Du — du weißt doch so gut mit Verbrechen und so Bescheid. War das nicht bloß in ganz alten Zeiten, daß man sterben mußte, weil andre einen lieber heiraten wollten als — als — — —"

„Der Sohn unsres Wirtes?" fiel der Amtmann ein, sehr ernsthaft, aber um die Mundwinkel zuckte es. „Doch, ich glaube, du darfst davon ausgehen, daß das veraltet ist."

Petra sah ihn bewundernd an.

„Du bist klug. Du verstehst gewiß das Allergeheimste", sagte sie. „Aber siehst du, da mußt du auch verstehen, daß ich nicht heut nacht bei Pastors bleiben konnte. Ich fühlte mich niedrig oder so ähnlich. Weil ich — weil ich alle da zum Narren gehalten hatte."

Sie wurde ganz ernst, wie sie davon sprach.

Der Amtmann paffte. Er hatte einen Ausdruck, als ob er sich amüsierte.

„Zum Narren gehalten hast du doch wohl eigentlich keinen", sagte er. „Das heißt — ich gehe natürlich davon aus, daß du dich an den andern nicht gebunden hattest."

Er sah plötzlich auf bei einem auftauchenden Gedanken. Die Stimme war etwas scharf.

„Und wenn nun — bin ich dann ein Verbrecher?" fragte Petra. Sie war rot geworden und fühlte sich nicht wohl bei dem Klang in Onkel Amtmanns Stimme.

Er sah sie nur groß an.

„Ja, dann bin ich also einer."

Das sagte sie ganz leise. Und sah vor sich nieder. Hinter den Augen fing's an zu brennen. Sie wurden naß.

Der Amtmann sagte gar nichts. Er paffte schweigend. Nahm einen Schluck Tee. Sah ab und zu neugierig zu Petra hinüber. Er verstand das nicht recht. Das sah der Petra, die er kannte, nicht ähnlich.

„Ich wußte nicht, daß Per so — so eklig — nein, langweilig — nein — daß ich Per nicht mochte — eh' ich verlobt mit ihm war", verteidigte Petra sich stotternd. „Ich wußte überhaupt nicht, daß ich verlobt war — erst hinterher."

Der Amtmann sah milder auf das hilflose kirschrote Gesichtchen. Er fing an zu verstehen. Er nickte ernsthaft. „Und — und wenn ich mit Wilhelm sprach — dann dachte ich gar nicht mehr an Per", bekannte sie weiter. „Aber morgen schreibe ich ihm und erzähle ihm — alles — und — und. Kannst du mir denn nicht helfen mit dem Brief, Onkel Amtmann", bat sie plötzlich. „Du — du hilfst doch Ola Ols auch", fügte sie vertrauensvoll hinzu.

Des Amtmanns Gesicht war jetzt ganz freundlich. Eine Andeutung von Lächeln kam in die Augenwinkel, als sie Ola Ols erwähnte. Aber dann wurde er wieder ernsthaft. „Petra", sagte er nur und reichte ihr seine magere blaugeäderte Hand. Sie nahm sie schnell und drückte sie mit ihren festen braunen.

„So gutmütig darf man nicht sein, daß man etwas weggibt, was man selber nicht besitzt. Das hast du getan. Die alte Petra gab fort, was nur die Petra, die ich heute abend sah, ein Recht hatte fortzugeben. Verstehst du mich, Kind?"

„Ja, ich glaube", flüsterte Petra, und drückte die kalten dünnen Finger treu und dankbar. Es tropfte etwas in die Teetasse.

„Au, au, so stark braucht man seine Dankbarkeit aber nicht zu beweisen", lächelte der Amtmann und zog seine Hand aus ihrer. „Nicht mal gegen einen Richter, der einen freigesprochen hat."

Er hob die Teetasse.

„Glück zu, Petralein. Ich mag seine Augen und seine Denkart. Ich mag ihn", entschied er kurz. „Ich mag den Kerl!"

„Ich auch", sagte Petra mit strahlendem Gesicht.

Die Treppe knarrte. Die Jungfer hatte sich wieder anziehen müssen. Und im Vorbeigehen hatte sie lieber gleich im Gastzimmerofen Feuer gemacht. Wenn das Kind zu solcher Zeit ins Haus kam.

Die Jungfer trat schwer, aber lautlos, auf gestrickten Pantoffeln auf.

Die zwei in der Stube horchten.

Der Amtmann lächelte.

„Treu wie ein Hund", sagte er. „Ich hab' vergessen, ihr Bescheid zu sagen. Aber sie hört alles. Ich wette, sie hat schon für dich zurechtgemacht."

Die Jungfer stand heiß und rot und freundlich in der Tür.

„Willkommen. Ein später Gast. Aber ein lieber."

Sie gab Petra ihre große weiche Hand.

„Ich möchte wohl wissen, zu welcher Tages- oder Nachtzeit Sie nicht willkommen sagen und meinen würden", lachte der Amtmann.

„Da kann sich der Herr Amtmann man an seine eigene Nase fassen", antwortete die Jungfer. „Oben is fertig —"

„Was hab' ich gesagt?" schob der Amtmann ein.

„Ich dachte nämlich, wenn Petra um so 'ne Zeit kommt, dann bleibt sie natürlich die Nacht bei uns."

„Ja", sagte der Amtmann. Er ging auf Petra zu und nahm sie bei der Schulter. „Jetzt bleibt sie hier. Jetzt soll Petralein hier ein Heim haben, bis sie zu jemand anders zieht — zu —"

„Dem Rechten", scherzte die Jungfer verständnisvoll. Aber sie dachte an den Falschen.

Petra riß den Amtmann halb um, wie sie sich an seinen Hals hängte.

„Du Guter!"

„Nein, nein, nein, ich bin es doch nicht", lächelte er. „So oft darf man sich aber nicht irren", flüsterte er ihr ins Ohr.

„Schlimmer", lachte Petra und ließ ihn los.

Dann ging sie ans Fenster und sah nach dem Nebengebäude hinüber. Da war jetzt alles dunkel. Sie stand ein Weilchen. Dann drehte sie sich um.

„Vater war ja mit mir", sagte sie. Ihre Stimme bebte warm — „und du", fügte sie hinzu.

„Na ja, und wenn der Herr Amtmann und der Altepastor eine Sache geordnet haben, dann kann kein Mensch sie nich verändern", sagte die Jungfer in hoher, feierlicher Bewunderung.

„Wollen's hoffen."

Der Amtmann kicherte verstohlen. Er ging auf und ab, die Hände auf dem Rücken.

„Will also das „Mensch" so gut sein, Feder und Papier hervorzuholen und einen Brief zu schreiben, einen sehr schönen Brief. Und zwar sofort und eigenhändig", sagte er. Die Stimme war wieder ein wenig die des Richters.

„Damit man morgen mit klarer Stirn erscheinen kann", kam es milder.

„Morgen", wiederholte Petra leise und mit einer so unendlich warmen und weichen Stimme. Sie wandte sich nach dem Fenster und sah zum Nebengebäude hinüber — lange stand sie so.

Der Amtmann mußte nochmals an Feder und Papier erinnern — — —

Wieder starrten zwei grübelnde Augen hilflos auf „Lieber Per".

—: Ende. :—

Der Adventskranz.

Skizze von Georg Wagener.

Seit Jahren war es stets das Gleiche: Wenn die Adventszeit nahte, der Auftakt zum Fest, das anderen Menschen das Ziel des ganzen Jahreslaufes zu sein schien, dann kehrte in Ilse Börner die Verbitterung ein.

Vor zwölf Jahren, als dem jungen Mädchen die Welt offen stand, war Ilse Börner stolz darauf, daß andere ihr neidisch nachsahen, daß Bewunderung für ihre Schönheit aus den Augen der Männer sprach. Sie wußte damals, sie war schön und begehrenswert. Jeder sagte ihr das, und viele machten ihr den Hof. Doch an dem einen gefiel ihr dieses nicht, und am andern entsprach jenes nicht der Idealgestalt, die ihr zukünftiger Gatte sein mußte. So verteilte sie Körbe und wartete auf das Glück, das, wie sie glaubte, das Schicksal ihr um ihrer Schönheit willen zu schenken verpflichtet war.

Über dem Warten merkte sie nicht, daß der Kreis ihrer Bewunderer jedes Jahr kleiner wurde. Sie fühlte die Vereinsamung erst, als sie auf einer Gesellschaft unfreiwilliger Ohrenzeuge eines Gesprächs zwischen zwei Herren ihrer Bekanntschaft wurde. „Wie kommt es, daß Ilse Börner noch nicht geheiratet hat?“ fragte der eine. Die Antwort trieb ihr das Blut ins Gesicht: „Wer soll sie denn nehmen? Sie bildet sich auf ihre Schönheit so viel ein, daß ihrer Ansicht nach keiner würdig ist, sie zu besitzen. Glauben Sie, daß noch jemand Lust hat, sich einen Korb bei ihr zu holen?“

Seitdem waren sieben Jahre vergangen. Sie hatte sich damals, als sie nach Hause stürzte, um nicht vor Scham und Ärger in fremden Räumen weinen zu müssen, vorgenommen, die Lehre zu beherzigen. Doch sie mußte erkennen, daß ihr Entschluß zu spät kam. Denn unter den wenigen Männern, die ihr die Freundschaft bewahrten, war nicht derjenige, der selbst ihren weniger kritisch gewordenen Augen als der Kamerad fürs Leben erschienen wäre.

So wurde sie mit den Jahren verbittert. Sie lachte darüber, wenn andere glaubten, das schönste Weihnachtsgeschenk sei die Verlobung. Sie zuckte verächtlich die Schulter, wenn sie im Hause eines Mädchens ihrer Bekanntschaft ein Adventlicht auf dem Kranze brennen sah: „Was denkst du dir dabei?“ — „Aus dem einen Licht werden vier, und dann . . .“ — „Ach, Unsinn! Sentimentalität mit eurer Verloberei! Ein modernes Mädchen sollte über Derartiges erhaben sein.“

Doch sie glaubte selbst nicht an das, was sie sagte. Sie wußte zwar nicht, ob sie noch hoffen durfte, doch wenn sie mit anderen ein Adventslied sang, so hatte das „O komm, o komm, Immanuel — — —“ für sie eine besondere Be- [illegible]

Aber der Unbekannte, nach dem sie sich sehnte, kam nicht.

So war sie dreiunddreißig Jahre alt geworden und hatte sich mit dem Schicksal abgefunden. Tausend anderen ging es ebenso wie ihr, und sie suchte wie jene im Beruf ihre Lebensaufgabe.

Da machte sie im Frühjahr durch einen Zufall auf dem Weg ins Geschäft eine Bekanntschaft. Der Wind blies einem Manne, der vor ihr ging, den Hut vom Kopf, und Ilse Börner konnte den Flüchtling mit dem Schirm festhalten. Der Unbekannte dankte ihr, und dann stellten sie beide lachend fest, daß sie einander schon vor zwei oder drei Jahren zum ersten Mal gesehen hatten, weil ihr Weg fast der gleiche war. So konnte sie auch nichts dagegen einwenden, als Karl Greif — wie er sich ihr kurz vorgestellt hatte — sie begleitete.

Die Unterhaltung beschränkte sich auf Alltägliches, und doch glaubte Ilse Börner aus der Stimme ihres neuen Bekannten einen warmen Ton heraushören zu können, wie er eigentlich nicht in das Gespräch zwischen zwei Menschen paßte, die einander völlig gleichgültig waren. Sie fand eine Erklärung dafür: „Wir sehen uns ja schon seit langem“.

Vielleicht lag es an dieser Erkenntnis, wenn Ilse Börner entgegen ihrer sonstigen Zurückhaltung nichts dagegen einzuwenden hatte, als aus der einmaligen Begleitung eine Gewohnheit wurde. Belanglosigkeiten waren auch jetzt zuerst der Inhalt ihrer Unterhaltung, doch bald wußte Ilse Börner aus dem, was ihr neuer Bekannter nicht mit Worten aussprach, daß er sich nach einem Menschen sehnte, der Anteil an seinem Schicksal nehmen und das Verständnis anderer für das ihre nicht zurückweisen wollte. Einen Augenblick drängte es sie, sich dem zu widersetzen, daß er die zwischen beiden noch stehende Schranke des Fremdseins niederriß, denn ihre jahrelange Verbitterung wehrte sich dagegen, einem Mann ein Zugeständnis irgend welcher Art zu machen, auch wenn sie ihm nur ihr Interesse schenkte.

Doch etwas in ihrem Innern hinderte sie daran, die Freundeshand, die ihr hier entgegen gestreckt wurde, kalt zurückzuweisen. Sie ergriff sie freilich auch nicht mit Wärme, aber sie duldete sie.

Karl Greif schien damit zufrieden zu sein. Er versuchte nicht, Einblick in ihr Leben zu erlangen, aber er selbst erschloß ihr sein Inneres in gewissem Umfange, und sie erfuhr, daß sein Schicksal dem ihren glich, da auch er einsam geblieben war. Sie glaubte zu wissen, warum: Vielleicht hatte es ihm im entscheidenden Augenblick am Mut zum Entschluß gefehlt, vielleicht auch an der richtigen Selbsteinschätzung wie einst ihr. Sie waren auf jeden Fall Schicksalsgenossen, und die Gewißheit erschien Ilse Börner fast wie ein Trost. Ein Trost! Sie wunderte sich, als ihre Verbitterung sich nicht gegen diesen Ausdruck auflehnte.

Eines Morgens im Spätherbst stand sie vor einem Blumengeschäft und wartete auf Karl Greif, wie es umgekehrt schon verschiedentlich der Fall gewesen war. Sie betrachtete die Auslage, und ihr Blick blieb an einem Adventskranz mit seinen vier roten Lichtern haften. Sie hörte Karl Greifs Schritt nicht mehr und fuhr auf, als er sie ansprach: „Guten Morgen! Sie betrachteten den Kranz so nachdenklich, als wünschten Sie sich einen.“

Sie wandte sich und sagte im Weitergehen: „Was sollte ich denn damit beginnen? Jeden Sonntag ein neues Licht anstecken und worauf dann warten? Das überlasse ich jungen Mädchen. Ich bin über solche Dinge längst hinaus.“ — „Längst hinaus?“ sagte er langsam und sah sie an. Sie wurde rot und schwieg . . .

Am Abend des ersten Adventssonntags saß Ilse Börner in der Dämmerung am Fenster. In einer Stube des gegenüber liegenden Hauses brannte ein einzelnes Licht. Dort drüben freuten sie sich auf Weihnachten.

Da trat ihre Hauswirtin ein und legte ein Päckchen vor ihr auf den Tisch: „Ein Junge hat das eben für Sie abgegeben.“ — „Für mich?“ Ilse Börner schlug das Seidenpapier zurück, und der Adventskranz aus dem Blumengeschäft lag vor ihr. Eine Karte hing daran. Nur ein Name: Karl Greif. Und doch schien ihr vom unbeschriebenen Papier eine Frage entgegen zu leuchten: „Advent?“

Da zündete sie alle vier Lichter an. Warum denn warten bis zum letzten Advent?

Kameradschaft.

Eine Weihnachtsgeschichte von Ferdinand Bruger.

Sie waren glücklich wieder aus der gefahrvollen Feuerstellung in die Bereitschaft zurückgekehrt; es war am Verdun-Bogen bei Romagne. Alle waren übernächtigt und durchfroren, denn dort hatten sie nicht einmal ein Erdloch gehabt, sich vor Kälte und feindlichem Feuer zu schützen; aber nun saßen sie eng beisammen im dunklen, warmen Unterstand. Er war nicht sehr geräumig, und der Ofen rauchte ein bißchen, — aber man hatte doch ein Dach über dem Kopfe.

Heiliger Abend war's, kein Bäumchen brannte, ja, es gab nicht einmal einen Tisch; nur ein Kerzenstümpfchen verbreitete sein karges Flackerlicht. Dennoch breitete sich heimliches Behagen über die Menschen im kleinen Raum, trotz wilder Trommelwirbel der Artillerien, mit denen sich dumpf aufdröhnende Paukenschläge der schweren Kaliber mischten. Gewohnte Musik!

Die Müdigkeit nach harten, bangen Tagen umfing sie alle. Einige lagen schon auf dem harten Drahtgestell und schliefen, — nur noch drei waren wach. Einer, ein junger Student mit feinem, zartem Gesicht, schrieb auf seinen Knien einen seligen Weihnachtsbrief nach Haus; er käme bald in Urlaub, das erste Mal! — Der dicke, gemütliche Sanitäter machte indessen die so heiß geliebte Brotzeit, denn er hatte ein großes, seiner Leibesfülle angemessenes Paket bekommen; der dritte, ein schon älterer Mann, saß zurückgelehnt

und schweigend da; nur ab und zu glühte sein Pfeifchen und warf einen kleinen, raschen, zuckenden Glimmerschein in dieses braune, hagere, energische Gesicht.

Die Feuertätigkeit nahm mehr und mehr an Heftigkeit zu. Das Lichtlein erlosch zuweilen vom Luftdruck berstender Geschosse. Die Artillerien schienen in ein wütendes Gezänk verbissen. Es war, als wenn die Vorweltriesen mit ungeheuren Schmiedefäusten auf einander trommelten. „Eigentlich wäre ja Weihnachtsabend heute", knurrte der Sanitäter. „Aber die verdammte Brut gibt nun erst recht keine Ruhe." Er ging schließlich doch schlafen, und bald schnarchte er mit dem Donner um die Wette.

Der junge Student hörte auf zu schreiben; eine tiefe, innere, heimliche Freude brach ganz unverhüllt und kindlichrein aus seinen Augen: „Nun sitzen sie daheim schon unter dem brennenden Weihnachtsbaum, Mutter, Schwester, und — mein Mädchen ist sicher auch dabei."

„Liebst du sie denn wirklich so?" fragte der ernste, schweigsame Mann.

„Wen? Mein Mädel? Du fragst, als wenn einer wissen wollte, ob das Leben einen freut, ob eine Rose beglückt. Man muß ja lieben, wenn auch verschieden und in immer anderer Weise."

„Nun, so erzähle ein bißchen von deinem Lieben!" meinte der andere.

„Ach, was soll man da sagen? Ich weiß nur, es ist so viel Liebe da, allüberall! Man spricht nicht darüber, aber manchmal hat man so etwas wundervoll Seliges in sich, daß einem der ganze Tag voll Sonne scheint."

„Aber hast du auch schon an den Tod gedacht?" fragte der Ältere dazwischen. „Ans Sterben? Wir sind doch im Krieg."

Der Junge sah ihm voll und klar in die Augen. „Ja", sagte er besinnlich, „auch das — aber dennoch meine ich, sterben ist nicht so schlimm. Es bedeutet etwas Heiliges, Großes, für eine reine, herrliche Sache in den Tod zu gehen, mit dem eigenen Leben die Heimat schützen zu helfen. Man wirft sich mit all dem Glauben an Glück und Sonne und Sieg dem Tod entgegen — Oder nein", der Jüngling lächelte leise, „man wirft einen Berg voll Rosen über die drohende Kluft, — ich meine, das Sterben ist nicht schwer . . ."

Beide schwiegen. Doch in diese Stille drang der Donner grauenvoll herein. Etwas wie mitleidsvolle Wehmut quoll in dem ernsten Manne über all die jugendliche Kraft auf, diese junge Sonne, die schien und leuchtete trotz Nacht und Tod, weil sie ganz tief und sicher wußte, daß sie nicht sterben konnte, da auf das Dunkel stets ein Morgen folgt!" — „Du solltest dich schlafen legen", meinte der Ältere endlich. — „Aber ich komme doch gleich auf Wache." — „Schlafe, es tut dir gut." —

Der Jüngling war nun doch fest eingeschlafen, trotz Lärm und Todesdonner — die Sturmgewitter vor Verdun dröhnten und stöhnten, sie schwollen zu einer furchtbaren Todessynphonie an. Sein Kopf war ein wenig vorgesunken, und der Schein der kleinen Flamme zuckte in schimmernden Reflexen über sein schönes blondes Haar. Nun flog es durch seine Züge wie der weiche Abglanz eines Lächelns, — er träumte wohl von Heimat und junger Liebe . . .

Als die Stunde der Ablösung nahte, gürtete sich der Alte schweigend, nahm sein Gewehr und zog für seinen jungen Freund auf Wache. Was lag an ihm, dem längst das Schicksal schon genommen, was heil und freundlich war! Er stieg die Stufen des Unterstandes langsam empor. Welch eine Höllennacht! Die Luft gespenstisch durchflammt von rasend berstenden Geschossen. Noch einen Augenblick zögerte er, dann biß er die Zähne zusammen und trat festen Schrittes hinaus in das Grausen der Nacht . . .

Als der Morgen dämmerte, ließ das Feuer nach. Eine Ordonnanz kam hastig in den Unterstand und rüttelte den Schlafenden derb an der Schulter: „Komm, wach auf! Da draußen liegt ein Kamerad von deiner Gruppe. Er ist tot!"



Bunte Chronik



* **Der geheimnisvolle Obelisk.** In der Nähe von Mantua starb vor kurzem ein 91 Jahre alter Mann, Avaroli Cavota. Er war Großgrundbesitzer und hatte einen sehr interessanten Lebenslauf. Cavota entstammte einer armen Bauernfamilie und mußte bereits in jungen Jahren betteln gehen, um sich ernähren zu können. Durch ein eigentümliches Ereignis gelangte er zu einem großen Vermögen und konnte das schöne Grundstück in St. Marco della Grazia sein eigen nennen. Ungefähr 50 Meter weit von dem Weg zwischen Neapel und Nola entdeckte man 1806 einen drei Meter hohen Steinpfeiler, den man früher in dieser Gegend nicht gesehen hatte. Auf der westlichen Seite des Pfeilers konnte man eine Inschrift in französischer Sprache lesen: „Jeden 1. Mai um 6 Uhr morgens habe ich ein goldenes Haupt." Allerlei Vermutungen wurden in bezug auf den mystischen Obelisken laut. Das Volk kam von Nah und Fern, um den geheimnisvollen Pfeiler zu sehen. Am nächsten 1. Mai war eine große Menschenmenge an der Stelle versammelt. Um 6 Uhr morgens herrschte eine lautlose Stille. Alles schaute wie verhext auf die Spitze des Obelisken. Aber nichts geschah. Man einigte sich darüber, daß die Inschrift nur eine symbolische Bedeutung hätte und stellte die unglaublichsten Hypothesen auf. Im Jahre 1826 ließ der Abt eines in der Nähe gelegenen Klosters seine Mönche den Obelisk ausgraben, um feststellen zu können, ob nicht irgend ein Schatz darunter verborgen lag. Die Ausgrabungen waren ergebnislos, und der Obelisk wurde wieder an derselben Stelle eingegraben. Die Sache geriet allmählich in Vergessenheit, bis der junge Bettler Avaroli Cavota, der sich auf der Landstraße von Neapel umhertrieb, das Rätsel löste. Cavota stand vor dem Obelisk, studierte aufmerksam die Inschrift und kam plötzlich auf eine Idee. Am nächsten 1. Mai früh morgens fand sich Cavota an der Stelle ein, die menschenleer und verlassen lag. Er hatte eine Uhr in der Hand und im Augenblick, als der Zeiger auf 6 stand, ging der junge Bettler ein paar Schritte in der Richtung des Schattens, den der Pfeiler warf, und blieb an der Schattenspitze stehen. Er hatte einen Spaten mitgenommen und begann hier zu graben. Nach einigen Minuten stieß er auf einen Soldatenrucksack. Er zog den Rucksack hervor und öffnete ihn. Seine Vermutung hatte ihn nicht betrogen. Im alten Rucksack lagen 85 000 Goldmünzen. Die Inschrift auf dem Obelisk hatte also einen wahren Grund. Man mußte ihn nur zu deuten verstehen.

* **„Er hat ihn wohl verdient!"** In dem Städtchen Llonquodno in Wales hatte man einen neuen Bürgermeister gewählt. Am Tage seiner Amtseinführung errichtet man einen großen, schönen Triumphbogen. Oben baumelte ein Lorbeerkranz und darüber eine Aufschrift: „Er hat ihn wohl verdient!" — Nun jedoch geschah es, daß sich an dem Festtage ein ungeheurer Wind erhob, der den größten Teil des Triumphbogens zerstörte und dabei auch den Lorbeerkranz herunterriß. Nur ein langer Strick baumelte noch da oben traurig im Winde. Und als der Bürgermeister durch den zerstörten Triumphbogen zog, da las der ganze Festzug kichernd über dem Strick: „Er hat ihn wohl verdient!"

* **Kinderehen in Newyork.** Während in der ganzen Welt der indische Brauch, kleine Kinder zu verheiraten, mit größter Entrüstung zur Kenntnis genommen wurde und die vor kurzem in die Wege geleitete Abschaffung dieser sittenwidrigen Einrichtung mit Befriedigung begrüßt wurde, blühen seltsamerweise ähnliche Kinderehen in dem hochkultivierten Newyork. Man hört mit Entsetzen, daß 483 Knaben und Mädchen im Schulalter im Laufe des letzten Jahres aus den Schulen ausgetreten sind, um die Ehe einzugehen. Darunter war auch ein kleines Mädchen von nur 12 Jahren und ein anderes 13 Jahre alt, 20 Knaben und Mädchen traten in die Ehe im Alter von 14 Jahren und 83 haben das 15. Lebensjahr vollendet. Die Mehrzahl der Jungvermählten war bei der Eheschließung 16 Jahre alt.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.